

a

archithese
schriftenreihe

(Un-)zeitgemäss

Für welche Gesellschaft und Arbeitswelten bauen wir?

(Gegen) die Norm

Elke Delugan-Meissl und Sascha Roesler stellen Baugesetze infrage.

(Un-)konventionell

Der Einfluss von Developern, Käufern Mietern, Architekten und Politikern

(Mehr als) Standard

Gus Wüstemann, Patrick Schmid, Nils Buschmann und Stefan F. Höglmaier auf der Suche nach spezifischen Gestaltungen

Wohnungsbau

Spezifisch, doch offen für Aneignung

Patrick Schmid und Gus Wüstemann sprechen mit Jørg Himmelreich über Defizite und Potenziale im zeitgenössischen Wohnungsbau.

Jørg Himmelreich **Mit dieser Ausgabe der archithese fragen wir, ob der State of the Art im Wohnungsbau den Bedürfnissen und Lebensrealitäten seiner Bewohner entspricht. Im Ausklapper des Heftes finden sich Fotos – ein Querschnitt zeitgemässer Wohnungsinnenräume. Die Auswahl ist angelehnt an eine im Vorfeld der Architekturbienale von Venedig gezeigte Präsentation der Kuratoren zum Schweizer Beitrag. Was geht euch beim Betrachten der Bilder durch den Kopf?**

Gus Wüstemann Auf den ersten Blick erscheinen die Beispiele repräsentativ für den Schweizer Wohnungsbau und auch für den vieler anderer Länder: Holzböden; weisse Wände, Decken, Fenster- und Türrahmen; offene Küchen mit Kochinseln – all das ist typisch für neue Mietwohnungen. Es haben sich ästhetische Konventionen für Oberflächen und Details durchgesetzt. Nun kann man diskutieren, ob sie positiv oder negativ sind. Ich finde sie unbefriedigend; diese unkontrollierte Abwicklung von Flächen hat keinen Schwerpunkt. Man hat kein Raumgefühl mehr. Die Zusammenstellung der Bilder formuliert für mich eine berechtigte Kritik.

Patrick Schmid Natürlich wirken die Fotos auch auf mich langweilig. Ich nenne solche neutralen Innenwelten «Ästhetik des geringsten Widerstands». Ich frage mich aber sofort: Sind diese Bilder wirklich aussagekräftig? Die Gleichförmigkeit auf der ästhetischen Ebene wird hier von den Kuratoren als Einheitsbrei in der Wohnungsproduktion

gedeutet. Das ist ein voreiliger Schluss. Natürlich setzen sich auf der Ebene der Materialien immer wieder die gleichen, robusten Lösungen durch. Zu individuell soll es nicht sein, da man verschiedene Geschmäcker befriedigen möchte. Man muss den kleinsten gemeinsamen Nenner treffen. Doch so sehr mich die Diskussion über die ästhetische Ebene interessiert – die Frage nach innovativen Grundrissen finde ich spannender und wichtiger. Und da gibt es im Schweizer Wohnungsbau durchaus Vielfalt. Die Kuratoren der Biennale scheinen bewusst vieles ausgeblendet zu haben, um eine deutliche Kritik formulieren zu können.

GW Anders als du, Patrick, sehe ich derzeit keine Innovation bei den Grundrissen. Ich finde sogar, dass es Rückschritte gab. Die Wohnungen sind meist lediglich Additionen von Gleichem. Für uns als architekturaffine und -kritische Menschen ist es schwierig, sich damit zurechtzufinden. Man kann es akzeptieren oder versuchen, etwas Neues oder Extremes daraus zu entwickeln. Mich interessiert Zweiteres. Wir müssen uns permanent fragen, was heute ein Innenraum ist. Was muss er haben? Wie leben wir? Wir brauchen neue Konzepte, die verschiedenartige Wohngemeinschaften ermöglichen. Die Leute werden immer flexibler, also sollten es auch die Wohnungen sein.

Diese Rückschritte bei den Grundrissen siehst du verglichen mit welchem Zeitpunkt – 1880, 1970 oder 1990? Und was ist verloren gegangen?

GW Zahlreiche Normen und Standards wurden entwickelt, um Qualitäten zu sichern – beispielsweise im sozialen Wohnungsbau. Doch diese Regeln sind bereits sehr alt. Es hat seitdem einen grossen soziopolitischen Wandel gegeben. Die klassische Familie, die dreissig Jahre zusammenlebt, gibt es fast nicht mehr. Doch die Grundrisse sind noch immer so, wie sie sich die Generation unserer Eltern wünschte. Sie wollten in grossen Wohnungen und Häusern leben – und zwar bis ans Lebensende in denselben. Heute ziehen die Menschen jedoch häufiger um, sind bereit, in kleineren Wohnungen zu leben und legen stattdessen mehr Wert auf Gemeinschaftsflächen.

PS Du zeichnest ein zu negatives Bild von der Situation im Schweizer Wohnungsbau, Gus. Es ist in den letzten Jahren einiges passiert und es wird experimentiert. Ich denke an die Siedlung der Baugenossenschaft mehr als wohnen in Zürich-Oerlikon und an die Kraftwerk-Siedlungen, wo etwa Zwölfer-WGs gebaut wurden. Diese Beispiele haben sogar international für Aufmerksamkeit gesorgt.

Natürlich gibt es zu jeder Zeit Standards. Ein solcher war lange Zeit das fließende Raumkontinuum aus Wohnbereich, Küche und Eingangszone, das Kammern mit den Schlafzimmern umspült. Solche Standards sind nicht per se schlecht, sondern spiegeln Bedürfnisse wider und bilden den Architekturdiskurs ab.

Und damals wie heute existiert immer eine Avantgarde, welche die Standards hinterfragt und damit kontinuierlich Neuerungen einbringt. So hat vor einiger Zeit die bürgerlich konnotierte Wohnung mit kammerartigen Grundrissen eine Renaissance erlebt. Das hat sicher auch damit zu tun, dass die Lehre an der ETH in den 2000er-Jahren in diese Richtung ging. Solche Themen sind mittlerweile bereits wieder von Investoren vereinnahmt und zum Mainstream geworden, insbesondere auf einer bildhaften Ebene.

GW Natürlich sind Standards immer auch sozial konnotierte Zeichen der Zeit und nicht per se schlecht. Die offene Küche beispielsweise steht für die errungene Gleichberechtigung von Frau und Mann. Aber wir dürfen nicht dabei verharren, denn wir sind schon wieder einen Schritt weiter. Die Menschen kochen weniger zu Hause. Die Wohnungen sollen wieder kleiner werden. Also macht es Sinn, Bereiche anzubieten, wo man kochen, aber eben auch andere Dinge tun kann. In vielen unserer Projekte klappt man eine Fläche auf und stellt einen mobilen Gasherd auf. Wir versuchen im Büro generell von klassischen Programmen wegzukommen. Es geht uns um leichtere und nachhaltigere Interieurs.

Priorisieren

Dass im Wohnungsbau meist generische Standardelemente zum Einsatz kommen, wird auch mit der Suche nach möglichst günstigen konstruktiven Lösungen begründet.

GW Doch geht die Rechnung nicht auf. Diese Elemente sind nämlich weder teuer noch wirklich billig. Eine verputzte weisse Wand ist beispielsweise teurer als eine aus Sichtbeton. Holzböden kosten mehr als Anhydrit. Statt in Standard oder Mittelmass zu investieren, würde ich lieber anders priorisieren und Geld in Schiebefenster, viel Tageslicht und einen Balkon investieren.

PS Ich denke auch, dass weniger – beziehungsweise an den richtigen Stellen Schwerpunkte zu setzen – mehr sein kann. Die Bauten von Lacaton & Vassal sind gute Beispiele, wie man jenseits aller Standards und Normen interessante und günstige Massen- oder Sozialwohnungen bauen kann. Das Abweichen von Materialstandards erlaubt neue Freiheiten im Raumangebot. Aber dazu braucht es Mut, gerade von institutionellen Bauherren. Die Lust am Experiment ist bei ihnen in der Regel jedoch klein. Aber das ist kein spezifisch schweizerisches Phänomen.

Lasst uns über das Verhältnis von Generischem zu Spezifischem in euren Wohnungsbauprojekten reden. Starten wir mit Arbeiten von euch, Gus. Wir haben im Zusammenhang mit dem Heft beispielsweise erneut über euer Mehrfamilienhaus Stone H in Zürich (2014) diskutiert: Grosse, zentrale Wohnräume werden von peripher angeordneten Schlafkammern flankiert. Ihr habt viele vertraute Elemente weggenommen. Dadurch sind extrem neutrale und flexible, aber durch die konzeptuelle Radikalität und für Innenräume ungewöhnliche Materialien zugleich sehr spezifische Räume entstanden ...

GW ... und Freiheit. Das ist letztlich nicht weniger, sondern mehr. Die Reduktion und das Weglassen ist natürlich für den Raummoment gedacht. Wir wollten maximal grosse Wohnräume entwickeln, die «jenseits der Masse» liegen und so wirken, als seien sie Aussenräume. Die Fenster sind in unserer Vorstellung nicht dazu da, geöffnet zu werden, sondern – wenn nötig – geschlossen. Es soll

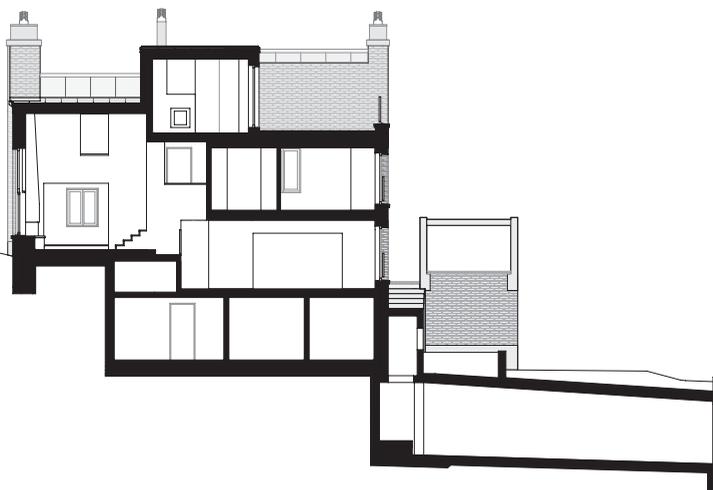
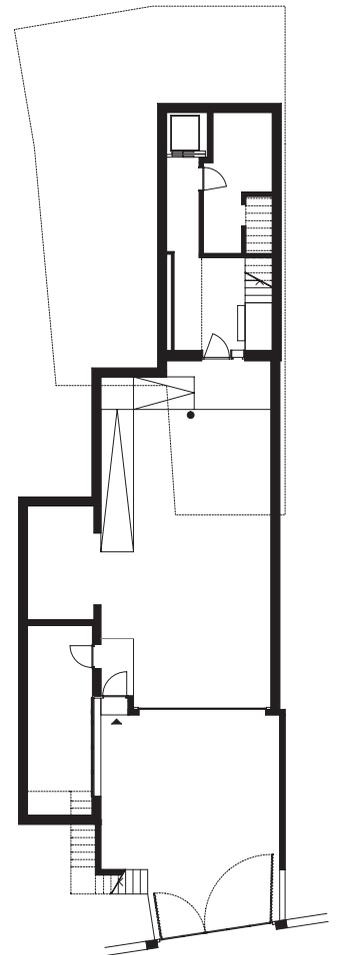
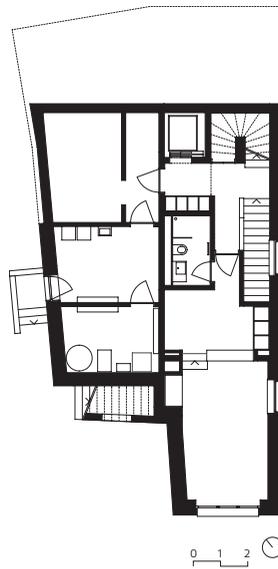
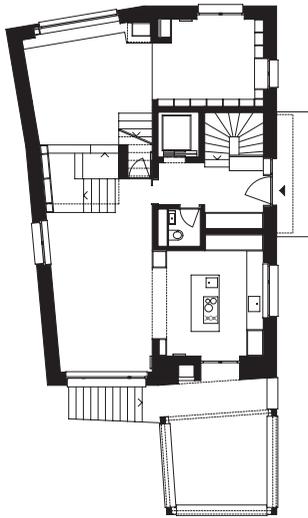
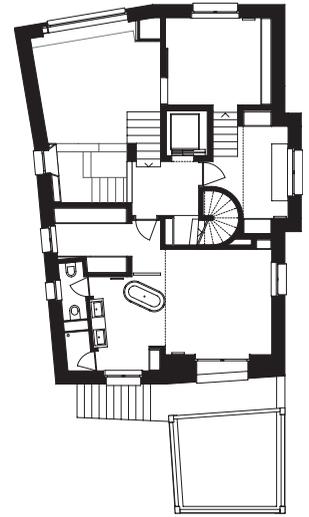
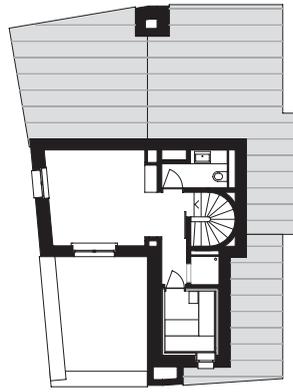


Schmid Schärer Architekten,
Wohnhaus am Müseliweg, Zürich-Höngg, 2016
(Fotos: Roman Keller)

Obere Reihe
Grundrisse von Dach- und Obergeschoss

Mittlere Reihe
Erdgeschoss, Untergeschoss und Tiefgarage

Unten
Schnitt



ein Wohngefühl wie im Süden entstehen, beispielsweise wie in Mexiko. Die Schlafzimmer hingegen sind pragmatisch, klein und haben einen geringen Fensteranteil. Die Einheiten haben einen klaren räumlichen Schwerpunkt. Er bietet Orientierung. Insgesamt gibt es drei übereinandergestapelte Mietwohnungen. Die mittlere ist als einzige eher konventionell geschnitten. Das führt zu einer Ansicht, die dem Buchstaben H ähnelt und dem Bau seinen Namen gab. Oben ist als «Abdeckung» noch ein «Stein» drauf.

Was genau verstehst du unter «Raummoment»?

GW Du stehst in einem Raum und spürst eine Kraft – von innen und aussen. Wir erschaffen in den Innenräumen Topografien aus Beton mit Flächen, die nicht vollständig programmiert sind. Es geht um kleine Dinge, die eine grosse Wirkung haben, für das Gefühl und die Raumqualität. Eine Ablage beispielsweise kann auch zum Sitzen dienen. Wenn du dich irgendwo draufsetzen kannst, so ist das nicht mehr nur eine räumliche Grenze, sondern ein Element mit Anziehungskraft. So versuchen wir die Peripherie zum Kommunizieren zu bringen. Zugleich geht es darum, den Raum zu zonieren, ohne ihn abzugeben. An bestimmten Stellen gibt es eine Kompression – nach dem Eingang beispielsweise einen dicken Unterzug.

Derzeit werden viele neue Wohnungen ohne Balkone erstellt und haben stattdessen ein Vierjahreszeiten-Zimmer. Dieses ist aber oft kaum möblierbar und stiehlt zugleich dem Wohnraum Platz.

GW Dass es immer weniger Balkone gibt, sehe ich auch kritisch. Damit geht ein Element der Kommunikation zwischen privatem und öffentlichem Raum verloren.

PS Viele Investoren behaupten, die Bewohner wollten keine Balkone, da man sich dort «ausgestellt» fühle. Aber das hat auch mit den architektonischen Vorlieben der Architekten zu tun. Gestalter mögen glatte Oberflächen. Da schwingt noch immer das Ideal der Swiss Box nach. Balkone stören nur. In den 1990er-Jahren wusste gar niemand mehr, wie man einen Balkon entwirft und schon gar nicht, wie man ein Geländer macht. Deshalb waren Loggien mit massiven Brüstungen beliebt. Sie erscheinen nur als Loch in der Fassade und sehen damit wie Fenster aus.

Das heisst, die Fassadenästhetik wird oft höher gewichtet als der Gebrauchswert?

PS Das ist einfach Entwurfsfaulheit ...

GW ... oder dem Wunsch nach einer stringenten Fassade geschuldet. Ich finde das deshalb nicht nur schlecht.

PS Aber es führt dazu, dass immer mehr Wohnhäuser wie Bürobauten oder Warenhäuser aussehen. Genau an diesen Stellen ist mehr Reichtum nötig und möglich.

Es werden derzeit sogar Bürobauten kurzfristig in Wohnhäuser umgeplant, ohne dass die Fassaden überarbeitet würden. Dies geschah sehr auffällig beim Westlink in Zürich-Altstetten von Burkard Meyer (2017) und wiederholt sich nun ganz in der Nähe bei den Vulcano-Triple-Towers von Dominique Perrault. Diese Haken wurden geschlagen, weil während der Planung die Renditen von Wohnungen vielversprechender wurden als diejenigen von Bürobauten. Bei den Perrault-Türmen hat man wenigstens noch Loggien eingefügt. Wie das dann wirkt, sehen wir Ende des Jahres, wenn die Fassade fertig ist.

GW Da sind wir halt radikaler. Indem man das H-Haus grosszügig öffnen kann, wird der gesamte Wohnraum – und damit zwei Drittel der Wohnung – zur Loggia. Wir testen dieses Konzept derzeit auch bei einem weiteren Bau, einem kleinen Wohnblock in der Langgrütstrasse in Zürich-Albisrieden. Er wird im Oktober fertig. Bauherr ist ein Künstler, der die Wohnungen als *affordable spaces* vermieten möchte. Wir fügen das Gebäude als freie Form in eine 1950er-/1960er-Jahre-Zeile ein. Aus diesem Volumen schneiden wir zwei breite Streifen raus. Die Wohnbereiche sind wie Brücken dazwischengespannt, orientiert zur Morgen- und Abendsonne. Es geht wieder um dieses Gefühl, draussen zu sein und zwischen der Masse zu schweben.

Wie schafft ihr es, das Mietniveau auf dem einer Sozialwohnung zu halten?

GW Es handelt sich wieder um einen doppelschaligen Sichtbetonbau – alles ist reduziert und roh. Pro Zimmer gibt es eine Steckdose und einen Lampenanschluss und pro Wohnung nur eine Dusche und ein separates WC. Wir wählten Hartbetonbeläge, und die kleinen Küchen haben feine Platten, die noch billiger sind als OSB. Schlafzimmer und Bäder sind wieder kleine, geschlossene Räume mit wenigen Öffnungen. Damit kommen wir genau auf den Quadratmeterpreis, der in Zürich für sozialen Wohnbau vorgegeben ist. Es gibt vier kleine und vier grössere Einheiten. Die Vierzimmerwohnung mit hundert Quadratmetern Fläche kostet CHF 2000 Miete im Monat. Die gleiche Typologie haben wir vor Kurzem auch beim Wettbewerb für einen Wohnblock in der Zürcher Hardau vorgeschlagen, als Addition von zwölf mal zwölf Meter grossen Einheiten.

PS Ihr sucht die Ästhetik eines Rohbaus. Die Fenster scheinen noch nicht eingesetzt und die Abschlüsse nicht gemacht worden zu sein. Der Bau wird quasi von den Bewohnern besetzt. Doch das kann schnell kippen. Was, wenn dein nächster Bauherr mitten im Projekt sagt: «Das Budget reicht nicht, wir machen lieber konventionelle Fenster rein und verputzen die Wände, dann bekomme ich es besser vermietet.» Damit wärst du wieder bei einem konventionellen Wohnungsbau-Grundriss mit durchgestecktem Wohnraum angelangt, den wir aus den letzten zwanzig Jahren bereits kennen.

GW Ich muss so lange Überzeugungsarbeit leisten, bis der Bauherr versteht, wie wichtig diese Elemente sind. Man muss argumentieren, dass sich das Besondere letztlich viel besser vermarkten lässt. Und er wird sehen: Die Leute reissen sich darum.

Individualität schaffen

Patrick, du hast bereits erwähnt, dass die Suche nach dem Spezifischen im Wohnungsbau zwei Ebenen hat: eine räumliche und eine ästhetische. Beim Einfamilienhaus am Müseliweg in Zürich habt ihr auf beiden Ebenen den Standard verlassen. Es hat unterschiedliche Raumhöhen, wechselnde Bodenniveaus und zeigt eine Lust an farbigen und wertigen Materialien.

PS Das Schöne daran, mit einem konkreten Gegenüber zu planen, ist, dass Standards plötzlich keine Rolle mehr spielen. Viele Bauherren haben zunächst sehr konventionelle Vorstellungen. Sobald wir mit ihnen aber über ihren Tagesrhythmus oder ihre Gewohnheiten sprechen, lassen sich daraus mitunter Grundrisskonfigurationen ableiten, die man im Wohnungsbau nicht erstellen könnte, weil sie eben zu individuell wären. Wenn wir ein Einfamilienhaus machen dürfen, sehen wir das als Experimentierfeld und versuchen auszuloten,

wo das Potenzial für etwas Spezifisches liegt. Beim institutionellen Wohnungsbau hat man kein direktes Gegenüber, für das man planen kann.

Die Bauherrschaft beim Müseliweg war ein Glücksfall. Es handelt sich um ein Paar in den Fünfigern mit individuellen Vorstellungen, wie sie leben wollten, doch liessen sie sich auch auf viele Ideen von uns ein. Sie wünschten sich einen Ort zum Essen mit Freunden, einen zum Fernsehen, einen Rückzugsraum, eine Bibliothek. Es gibt nur zwei wirklich abgeschlossene Zimmer im Haus. Der grösste Teil ist eine offene Figur – ein Kontinuum, das sich über halbgeschossige Versätze nach oben windet. Das Haus ist sehr stark aus den Gegebenheiten des Ortes und seiner Topografie heraus entstanden: eine lange, steile Parzelle mit einer riesigen Linde im hinteren Bereich des Grundstücks. Zentrales Element des Entwurfs ist ein hoher, nach Norden orientierter Raum mit einem grossen Fenster zum Baum. Die Treppen beschreiben einen komplexen Weg durchs Haus, keine liegt über einer anderen. Es gibt innere Fenster: Vom Büro des Hausherrn kann man in den hohen Wohnraum runterschauen.

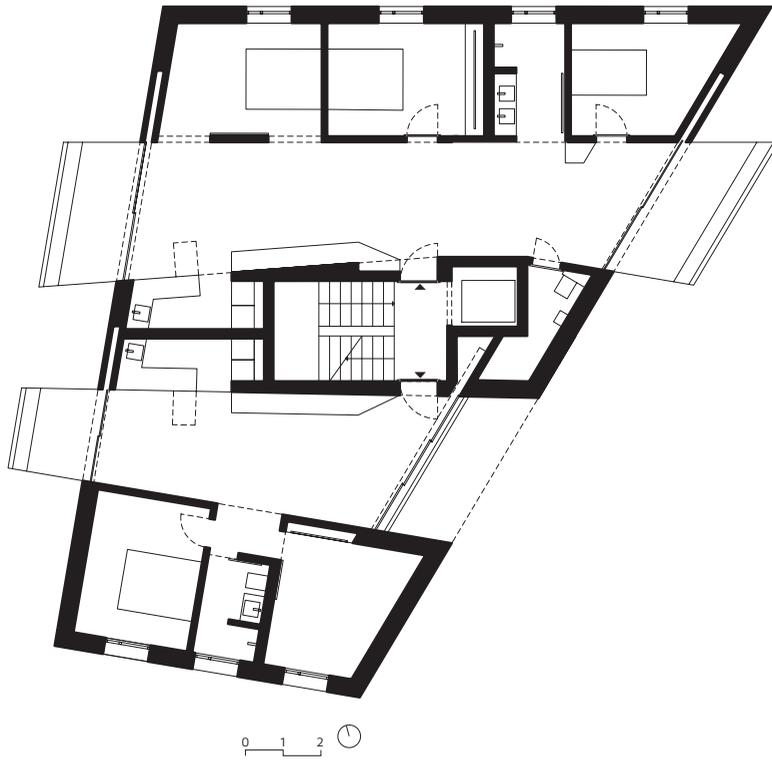
Habt ihr bereits Mehrfamilienhäuser gebaut oder euch an Wettbewerben dazu beteiligt? Und konntet oder wolltet ihr dabei Spezifisches entwickeln, auch wenn ihr die späteren Mieter oder Käufer logischerweise nicht persönlich nach ihren Vorlieben und Tagesabläufen befragen konntet?

PS Zwar hatten wir bisher nur selten Gelegenheit, grössere Wohnbauten zu machen. Aber wir versuchen immer – wenn auch in einem kleineren Massstab – Wohnlichkeit und Individualität zu schaffen. Beispielsweise durch Wechsel bei den Bodenbelägen oder der

Proportionierung der Öffnungen. Auch mit den Raumhöhen versuchen wir Varianz zu erzeugen. Selbst wenn keine zweigeschossigen Räume möglich sind: Sprünge, Schwellen und Nischen können in einen generischen Grundriss Momente der Individualität hineinbringen.

GW Ihr nutzt wie wir einen topografischen Ansatz, um euch vom Normierten zu lösen. Manchmal laufen bei euren Projekten Beläge vom Boden bis an die Wände oder werden zu Podesten, die nicht klar als Ablage oder Sitzfläche erkennbar sind. Ich sehe daran etwas Antihierarchisches. Dieses Aus-dem-Kontext-Ziehen ist wichtig. Wir machen das ähnlich: Bestimmte Elemente in unserer Architektur wirken beinahe so, als befände man sich im öffentlichen Raum.

PS Das dient der Akzentuierung räumlicher Situationen. Wir kombinieren gerne edle mit einfachen Materialien, so verlieren sie ihre bekannten Konnotationen und werden frisch. Natürlich ist es schwer, bei einem Mehrfamilienhaus für einen teuren Naturstein oder ein Kirschenparkett zu argumentieren. Man kann aber auch mit günstigen Materialien oder Farbe denselben Effekt erzielen. Wichtig ist für uns, dass wir den Raum plastisch durcharbeiten, ihn personalisieren und ihm so Charakter geben. Ab und an werden wir so interpretiert, dass es uns wichtig sei, handwerkliche Traditionen aufleben zu lassen. Doch uns interessiert weniger, wie etwas gemacht ist, als die Wirkung im Raum, die sich durch einen speziellen Materialeinsatz erzielen lässt.





gus wüstemann architects, Wohnhaus
an der Langgrütstrasse, Zürich-Albisrieden,
voraussichtlich 2018, Visualisierungen

Regelgrundriss

Reflektieren

Patrick – wenn du in diesem Jahr Kurator des Schweizer Pavillons wärst und von dir ein Beitrag über Schweizer Wohnungsbau gefordert wäre, was würden wir zu sehen bekommen?

PS Ich hätte nach innovativen Projekten der letzten zehn bis fünfzehn Jahren gesucht. Ich denke spontan an das Zwicky-Areal von Schneider Studer Primas in Dübendorf – die Wohn- und Büroüberbauung auf einem ehemaligen Industrieareal. Auch die Siedlung der Genossenschaft mehr als wohnen (siehe: Marcel Hodel, «Ein Genossenschaftsprojekt als Stadtbaustein», in: *archithese* 1.2015, *Swiss Performance* 2015, S.22–29) und die Kraftwerk-Projekte aus Zürich würde ich zeigen. Sie alle brechen das

tradierte Familien-Rollenbild architektonisch auf und bieten neue Wohnformen, beispielweise grosse Wohngemeinschaften. Ein zentrales Thema ist hier die Verschiebung vom Individuellen zum Gemeinschaftlichen. Auf jeden Fall hätte ich Grundrisse gezeigt.

Vielleicht hätte ich auch die verschiedenen Inspirationsquellen thematisiert, die in den letzten Jahren den Schweizer Wohnungsbau bereichert haben. Das bürgerliche Wohnen beispielsweise, oder die Pariser Atelierhäuser aus dem 19. Jahrhundert. Das Repertoire der Geschichte des Wohnungsbaus ist unglaublich reich und ich stelle fest, dass dieser Reichtum auch im Schweizer Wohnungsbau Einzug hält. Die Schnittmenge dieser beiden Strömungen würde

ich ebenfalls thematisieren, denn die Suche nach innovativen Wohnformen und die Faszination für das Bürgerliche berühren sich an verschiedenen Stellen kreativ.

Gus, wenn du Kurator des Pavillons wärst, was würdest du hineinstellen?

GW Man sollte genau unsere Diskussion dort abbilden – als eine Art Psychoanalyse und -therapie zum Wohnungsbau. Man müsste eine Reflexion darüber schaffen, was wir sind und wie wir uns sehen. Ich würde Versuche zeigen, die gegen die Standards arbeiten, dazu auffordern, Vorurteile abzulegen und die eine oder andere ästhetische Konvention in unseren Köpfen zu überwinden – und neu herauszufinden versuchen, was eine Qualität in der Architektur und der Stadt sein kann.

Wichtig wäre mir auch noch ein anderes Thema, das wir bisher ausgelassen haben: die steigenden Mietpreise. Mit einem neuen Wohnbau geht immer auch eine Verdrängung einher. Wer nicht genug Kaufkraft hat, wird aus den «coolen» Quartieren in die Peripherie der Städte gezwungen – das erlebe ich in Zürich wie auch in Barcelona, den beiden Städten, in denen wir unsere Büros haben. Es muss auf politischer Ebene gegengesteuert werden, und dafür braucht es natürlich auch eine breite öffentliche Debatte.

Patrick, wenn du an einer Hochschule einen Entwurf im Wohnungsbau betreuen würdest, welche Aufgabe würdest du stellen?

PS Ich würde als erstes mit den Studenten Szenarien entwickeln und fragen: Für wen planen wir, in welchem Umfeld, und welche Problemstellungen wollen wir thematisieren? Sozusagen eine Auslegeordnung, was Wohnen alles bedeuten kann, um ausgehend davon die Projekte zu entwickeln. Mich interessiert, wie in der Stadt oder einem Gebäude verschiedene Lebenswelten zusammenkommen können. Wie berühren sich diese Sphären? Und was ist das daraus resultierende architektonische Potenzial? Gleichzeitig würde ich den öffentlichen Raum thematisieren. Was passiert vor einem Haus im Erdgeschoss, was auf dem Dach? Wie nimmt das Leben der Stadt am Leben des Einzelnen teil und umgekehrt?

Gus – als Entwurfsprofessor an einer Hochschule: Wie würde von dir die Aufgabe für ein Mehrfamilienhaus formuliert?

GW Ich würde zu Beginn sagen: Vergesst alle Standards, Wertigkeiten und Konnotationen. Löst euch von Vorurteilen aus der Geschichte. Gleichzeitig aber fokussiert auf Einfachheit und Präzision sowie auf Raumeffizienz. Überlegt, wie ihr die Programme Schlafen, Kochen, Bad und so weiter unterbringt – jedoch nicht als Addition von Kammern,

sondern als Stationen in einem Tagesablauf. Überlegt, wie viel Zeit ihr für die einzelnen Aspekte braucht. Es ginge mir um die Suche nach freien, aber dichten Strukturen. Zugleich würde ich die Kostenebene mit Bezug auf die Materialien thematisieren und auffordern, mit standardisierten Produkten und einfachen Details zu arbeiten. Nichts speziell, nichts designt; alles industriell, alles Standard – aber mit dem Ziel, das Maximum an Raum herauszuholen.

Baugesetze hinterfragen

Sprechen wir über Vorschriften und Baugesetze – Regeln wie Abstandsflächen, Wärmedämmvorschriften, Brand- und Lärmschutzverordnung. Sie alle führen zu Normierungen, die mindestens so stark wirken wie die ökonomischen Mechanismen und die kulturellen Konventionen.

GW Als Architekt muss man in Parametern arbeiten. Sie sind Teil des Programms und unser Werkzeug – zugleich stellen wir sie permanent infrage. Viele Regeln sind hinderlich oder gar absoluter Unsinn.

PS Die heutigen Normen sind leider sehr stark und umfassend. In der Hinterfragung dieses Themas liegt ein grosses Potenzial. Die fortschreitende Normierung hat für mich nichts Positives, denn Normen führen nicht automatisch zu Baukultur oder städtebaulichen Qualitäten. Wir Architekten sollten auf politischer Ebene aktiver werden und versuchen, sie zu beeinflussen.

Ich denke beispielsweise an die Lärmgesetzgebung der Stadt Zürich, gemäss der ein Schlafzimmer nicht an der Strasse liegen darf. Und gleichzeitig gibt es Gesetze, die für jede neue Wohnung eine kontrollierte Lüftung vorschreiben. Die beiden Normen beißen sich. So gibt es immer mehr widersprüchliche Normen, die man dennoch einhalten muss. Gerade diese Lärm-Norm hat unglaubliche Konsequenzen für den Städtebau. Weil es nicht mehr erlaubt ist, einen

Hauptwohnraum ausschliesslich zur Strasse zu orientieren, werden dort vor allem Küchen, Badezimmer und Treppenhäuser angeordnet. Dadurch verarmen die Strassenfassaden. Das sieht man beispielsweise an der neuen Siedlung Kronenwiese von Armon Semadeni (2017) in Zürich – wobei die zweigeschossigen Küchen darin toll sind. Man merkt den Fassaden an, dass sich dahinter vor allem Nebenräume verbergen. Das bringt uns noch einmal zu den fehlenden Balkonen: Wenn zur Strassenseite keine Wohnräume mehr liegen, braucht es sie dort natürlich nicht mehr.

GW Die dahinterliegenden Vorstellungen sind absurd. Eine Stadt ohne Lärm gibt es letztlich nicht.

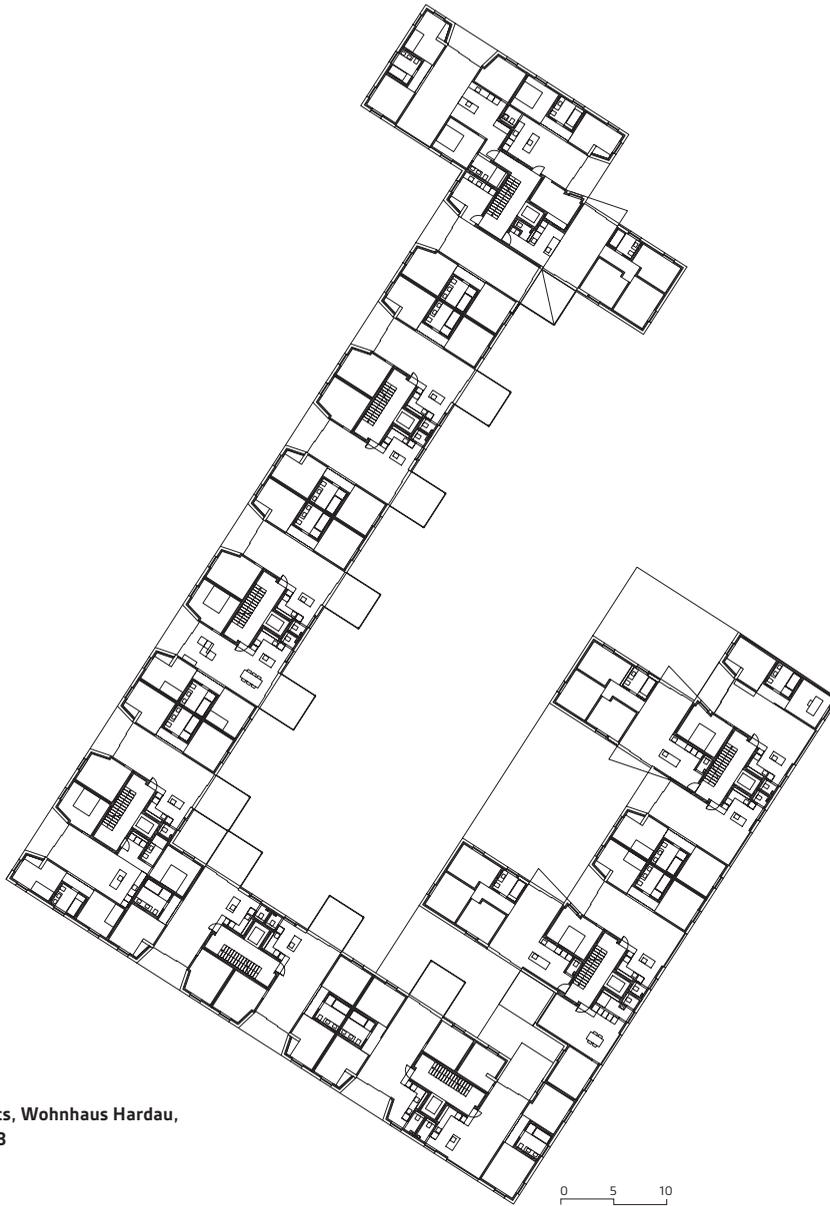
Zudem gibt es längst Studien, die behaupten, dass zu stille Räume ein Unwohlsein hervorrufen.

GW Beim Haus Feldegg mussten zur Zollikerstrasse hin spezielle schallabsorbierende Fenster montiert werden (siehe hierzu: Cyrill Schmidiger, «Unkonventionell interveniert», in: *archithese* 3.2017, *Bri-Collagen*, S. 68–76), obwohl dort nur von sieben bis siebzehn Uhr Autos vorbeifahren. In diesem Zeitraum sind die Leute gar nicht zu Hause. Und nachts ist es dort absolut ruhig – es gibt also überhaupt keinen logischen Zusammenhang zwischen Lärmschutz und dem Schlafen; ein gutes Beispiel für sinnlose Vorgaben.

PS Die Stadt Zürich ist schweizweit Vorreiter im Vernormieren von allem ...

GW ... und beim Verteuern.

PS Wir haben das Gefühl, dass man in der Architektur mehr Qualität erreicht, wenn alles irgendwie kontrolliert wird. Doch eigentlich passiert das Gegenteil.



**gus wüstemann architects, Wohnhaus Hardau,
Zürich, Wettbewerb 2018**

Oben
Regelgrundriss 1. bis 4. Obergeschoss

Unten
Visualisierungen



Gibt es andere Vorschriften und Normen, die ihr unnötig oder übertrieben findet?

GW Die Minergie-Standards sind völlig sinnlos. Durch die Überisolierung können die Fassaden nicht mehr atmen.

PS Es ist gar nicht schwierig für uns als Gestalter, diese Vorgabe entwerferisch zu erfüllen. Man muss einfach nur überall 25 Zentimeter Dämmung draufpacken. Das Schlimme ist jedoch, dass diese Regeln innovationshemmend sind, denn der Architekt kann und muss sich nicht mehr fragen: Was könnte ich stattdessen machen? Dasselbe gilt für die automatisch gelüfteten Räume.

GW Dabei gibt es bereits Beispiele, die zeigen, dass es anders geht. baum-schlager eberle haben mit dem Bürohaus 2226 in Lustenau gezeigt, dass ein Büro komplett ohne Haustechnikinstallation und Dämmung auskommen kann (siehe hierzu: Maria Theresa Lampe, «Massiv gemauert», in: *archithese* 1.2015, *Swiss Performance* 15, S. 64–67).

PS Eine andere Alternative ist die Forschung von Hansjürg Leibundgut. Wenn man mit Geothermie, Wärmetauschern und Solarenergie irgendwann einen Grossteil der Baumasse CO₂-frei beheizen kann, wird das Thema Isolation automatisch weniger wichtig. Der Zollverein-Kubus von SANAA in Essen (2006) beispielsweise ist aus nicht isoliertem Monobeton. Zum Heizen wird warmes Grubenwasser aus der Tiefe des ehemaligen Bergbaus direkt in die Fassade gepumpt. Das sind spannende Denkmodelle. Doch die etablierten Regeln verhindern, dass sie ausprobiert und weitergedacht werden.

Das richtige Mass finden

PS Was das Architektonische betrifft, würde man sich oft wünschen, dass die «ungeschriebenen» Regeln nicht so streng wären. Als wir das Haus am Müseliweg vorgelegt haben, fand man auf dem Amt, es passe wegen der grauen Klinker und der komplexen Ausenfigur mit sowohl flachen als auch geneigten Dächern nicht ins Quartier. Wir hatten eigentlich genau die gegenteilige Auffassung; wir fanden, dass das Haus das Quartier bereichert. Es spielt mit klassischen Motiven der Wohnarchitektur und kombiniert sie in einer Weise, die man in der unmittelbaren Nachbarschaft so nicht sieht. Trotzdem ist die Architektur für jedermann lesbar und im Kontext eines Wohnquartiers durchaus nicht fremd. So viel Exotik sollte doch möglich sein.

GW Eigentlich ist der Name «Amt für Städtebau» der falsche Titel. Dort wird Geschmackspolitik betrieben, über ein Geländer oder Fenster diskutiert. Beim H-Haus hatten wir beispielsweise lange Auseinandersetzungen. Das Amt fand, es habe keine Fassade. Klar, es ist eine neue Morphologie, ein unabhängiges Volumen. Nach einem Jahr habe ich

sie dann endlich überzeugen können, den Bau zu genehmigen. Dabei sollte es dort wirklich um Städtebau gehen – um Masse, Dichte, Leere und Strassenzüge. Sie sollten lieber bei den städtebaulichen Figuren konsequenter sein. Aber diese Diskussionen gibt es überall. Auch bei Projekten auf Mallorca behauptet die Inselkommission immer wieder, unsere Entwürfe passten dort nicht hin.

Wenn es um die eigenen Projekte geht, finden fast alle Architekten die Bauämter zu streng. Zugleich klagen sie häufig, dass nicht genug auf die Kohärenz der Quartiere geachtet wird und meinen, die Kollegen sollten besser an die kürzere Leine genommen werden.

PS Letztlich ist das bei der Diskussion um Normen und Gesetze die entscheidende Frage: Wie viel Freiheit gibt man als Gesetzgeber? Wie viel schreibt man vor? Beides hat Potenzial und birgt zugleich Probleme. Es ist eine schwierige Gratwanderung. So sehr wir nun auch gegen Standards geredet und über Gesetze geschimpft haben – ich würde niemals sagen: Schafft alle Regeln ab und macht Laissez-faire! Aber die Debatte über einige von ihnen würde ich gerne weiterführen. ■

Patrick Schmid hat an der ETH Zürich Architektur studiert. Danach arbeitete er bei Stauer & Hasler in Frauenfeld. 2006 gründete er zusammen mit Roger Schärer das Büro Schmid Schärer Architekten. Patrick Schmid war Assistent bei Christ & Gantenbein an der Accademia di architettura in Mendrisio und an der ETH Zürich. Seit 2018 ist er Diplomexperte an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur.

Auch **Gus Wüstemann** studierte Architektur an der ETH Zürich. Er arbeitete als Architekt in Australien, Indien, England und den USA. 1997 gründete er das Studio gus wüstemann architects in Zürich. 2004 folgte ein zweites Büro in Barcelona. Er ist Kurator der Plattform Catalan-Architects und wurde 2018 in das Beratergremium von Barcelonas Bürgermeisterin Ada Colau berufen.



Lösungen für den sicheren und komfortablen Zutritt

Das eAccess Zutrittssystem von Glutz bietet die Lösung für den sicheren und komfortablen Zutritt – ob für den gehobenen Wohnungsbau, für Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude oder für Pflege-, Altenheime und Krankenhäuser.
www.glutz.com

Glutz
since 1863



FlexScan® EcoView

Swiss Edition

Mehr Raum für Ihre Ideen.

Randlos elegant mit den Full-Flat Ultra-Slim Modellen

EIZO baut auf exzellente Bildqualität, hochwertigste Verarbeitung, maximale Ergonomie und vorbildliche Energieeffizienz.
Baukunst mit Stil.



Erhältlich im EIZO-Fachhandel oder auf www.eizo.ch

